kriegen wir durch Gerichtsbeschluß schnell weg", glaubte Shigeru Otsuka, Präsident der Flughafengesellschaft NTIAC. Doch Issaku Tomura ist sicher: „Wir setzen unseren Kampf fort, bis der Flughafen nicht mehr existiert."

Ein Bauernkrieg ist dafür gar nicht mal nötig: Die Flughafengesellschaft hatte Tschiba an der Bucht von Tokio zum Treibstoffhafen erhoben und — auf dem Reißbrett — von hier eine 44 Kilometer lange Pipeline zum Airport verlegt. Doch Tschibas Bürger wollen für den hochexplosiven Kerosin-Strang kein Land hergeben.

Scheinbar rettende Alternative: Treibstoff vom Pazifikhafen Kaschima per Tankwagen nach Narita, von dort durch Rohre zum Flugplatz. Baubeginn der nur acht Kilometer langen unterirdischen Röhre: Oktober 1973. Doch nur knapp einen Monat später mußte Imai resignierend feststellen: „Wir hatten leider nicht vorher darauf geachtet, daß das Land für den Bau einer Pipeline ungeeignet, nämlich viel zu weich ist." Gegen chemische Hartmacher sprachen Tschibas Richter ein Machtwort: Sauberes Grundwasser sei wichtiger als Sprit für Jets.

Endlich, endlich wurde die Mini-Line auf neuer Trasse in diesem Sommer fertig — alle Mühe war trotzdem vergebens gewesen. Denn nun erst erkannten die Regierungsplaner, daß man den nötigen Treibstoff zwar im Hafen Kaschima anlanden, dort aber — wegen fehlender Tankkapazitäten — nicht lagern kann.

Auf dem schlafenden Flughafen wurde vor einiger Zeit die Geisterruhe gestört: Preßlufthämmer und Bulldozer rissen die neuen Straßen vor dem Terminal wieder auf. Denn direkt unter dem Empfangsgebäude wird jetzt ein Bahnhof gebaut. NTIAC-Boß Otsuka: „Die Staatsbahn hatte bislang versäumt, uns mitzuteilen, wo sie ihren Bahnhof hinhaben möchte. Also konnten wir ihn auch nicht früher bauen."

Ob dieser Bahnhof allerdings jemals benutzt wird, ist unsicher. Denn noch weiß bei der Staatsbahn Japans niemand so recht, wo und ob die neue Flughafenlinie gelegt wird: Bislang konnte die Bahn erst 0,5 Prozent des Gleislandes zusammenkaufen.

Das Warten auf die ersten Jumbos dauert nicht nur den Fluggesellschaften zu lange, auch die ehemaligen Landbesitzer werden ungeduldig. Sie haben ihr ganzes Geld in Erwartung nie versiegender Passagieraufkommen in Souvenirläden und Flugplatz-Zulieferbetriebe angelegt. Jetzt stehen sie vor dem Ruin.

Für die nächsten Wochen planen die geprellten Ex-Bauern deshalb eine Wallfahrt zu Schreinen und Tempeln. Ihr Sprecher Yoshimasa Kase: „Wir müssen uns sowohl mit den buddhistischen wie mit den shintoistischen Gottheiten gut stellen. Wir wissen ja noch nicht, wer uns schneller hilft."

RHODESIEN

In die Barbarei

„Wenn die schwarzen Guerillas zu Tausenden kommen sollten, werden wir sie zu Tausenden töten", droht Premier Smith. Im Schatten Angolas verschärft sich die Rhodesien-Krise.

Im Morgengrauen pochte es hart an die Tür der strohgedeckten Hütte. Kraalobmann Jacob Gwemende öffnete schlaftrunken. Unbekannte packten ihn, schnitten ihm ein Ohr ab und töteten den „Verräter". Dann rösteten sie sein Fleisch und zwangen die Hüttenbewohner, es zu verzehren.

Der Zwischenfall, der sich im Dezember im grenznahen Centenary-Bezirk ereignete, charakterisiert für Rhodesiens regierende weiße Minderheit

Rhodesischer Nationalistenführer Nkomo
„Letzte weiße Weihnacht?"

den Kampf um die Macht im Lande: Die schwarzen Nationalisten sind Menschenfresser, die brave Häuptlinge viehisch ermorden und das Land zurück in die Barbarei stürzen wollen.

Rhodesiens 22fache schwarze Übermacht sieht den Konflikt anders. In den letzten Monaten flohen Tausende Jugendliche — überwiegend Schüler und Studenten — nach Moçambique und Sambia, um sich beim exilierten Flügel des African National Congress (ANC) als Guerillas ausbilden zu lassen. Die Regierung verhängte deshalb Ausgangssperren in den Grenzzonen und errichtete Wehrdörfer mit zwei Meter hohen Zäunen. ANC-Werbern droht die Todesstrafe.

Während die Welt auf den Bürgerkrieg in Portugals Ex-Kolonie Angola starrt, verschärft sich der Konflikt in der 1965 von England abgefallenen Kolonie Rhodesien — der neben Südafrika letzten weißen Bastion im südlichen Afrika, in der 270 000 Weiße über 5,8 Millionen Schwarze herrschen.

„Mit Beginn der Regenzeit ist bei uns hier Hochbetrieb", erzählt ein Militärarzt in Mount Darwin, unweit der Moçambique-Grenze. Rhodesiens wehrfähige Weiße werden neuerdings bis zu viermal im Jahr, auf jeden Fall aber drei Monate, zu den Waffen gerufen.

Während in den USA noch geschäftstüchtige Werber Söldner für Angola anheuern, kämpfen in Rhodesien bereits Yankee-Landsknechte, nach Schätzungen des „Christian Science Monitor" zwischen 50 und 400. Ein Ex-Bundeswehrangehöriger aus Delmenhorst, der Salisbury schriftlich seine Dienste angeboten hatte, erhielt Besuch von einem in London residierenden rhodesischen Beauftragten. Der Rhodesier interviewte den deutschen Bewerber und hinterließ Fragebögen zur Aufnahme in die Armee.

Premier Smith, im Zweiten Weltkrieg Bomberpilot für England, vertraut seinen Streitkräften und droht: „Als die Guerillas in der Vergangenheit zu Hunderten nach Rhodesien strömten, haben wir sie zu Hunderten getötet. Wenn sie zu Tausenden kommen sollten, werden wir sie zu Tausenden töten."

Unter dem Druck des Südafrika-Premiers Vorster, der einen Ausgleich mit den schwarzen Nachbarstaaten sucht, sieht sich Smith jedoch auch zu Verhandlungen über eine Neuverteilung der Regierungsgewalt genötigt. Sein Partner Joshua Nkomo ist Führer des gemäßigten ANC-Flügels und gilt bei der Mehrheit der Afrikaner als „Ausverkäufer": In Wahrheit nämlich wollten die Weißen mit den Verhandlungen nur Zeit gewinnen und die Schwarzen spalten.

Tatsächlich erklären Smith-Gefolgsleute aus der Regierungspartei Rhodesian Front immer wieder, daß die Weißen die Macht nicht abgeben wollen. „Ich werde niemals einer Herrschaft der schwarzen Mehrheit zustimmen", bekräftigte erst kürzlich Smiths Minister für Land und Bodenschätze, Mark Partridge, „ich glaube, alle Mitglieder der Rhodesian Front denken wie ich."

Er hat sicher recht, und so bereiten sich Rhodesiens Weiße eher auf eine letzte Schlacht vor. Der Tabakfarmer Dick Faasen bewaffnete sich bis an die Zähne und rüstete sein 40 Kilometer von Mount Darwin gelegenes Anwesen mit Radiotelephon aus. Denn: „Unter schwarzer Herrschaft ist es vorbei mit uns."

Typisch für die Weiß-Rhodesier ist Faasens weitere Entscheidung: „Vorsichtshalber habe ich auch Kontakte mit Südafrika geknüpft." In Südafrika unkte zum Jahreswechsel Johannesburgs „Sunday Times": „Rhodesiens letzte weiße Weihnacht?" ◆